Erscheint alle 14 Tage.

Erscheint alle 14 Tage.

Der kleine Coco

Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend

9. Jahrgang | Verlag: Der kleine Coco, Goch (Rhld.). | Nummer 28

Septembermorgen.

Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wiesen:
Bald siehst du, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unverstellt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen.

Eduard Mörike.

Was Kunz erlebte.

Von Ilse-Dore Tanner.

Es lebte einmal vor langen Jahren in einem Dörfchen im schönen Thüringen ein armer Bauernsohn namens Kunz, den man überall den „verdrehten Kunz" nannte. Er ging nämlich immer umher, als träume er, und wenn ihn jemand anredete, so zuckte er zusammen, als erwache er soeben aus tiefem Schlafe. Wo immer er nur ein Buch oder ein Stücklein Papier fand, auf dem etwas geschrieben stand, da las er es und vergaß Arbeit, Trinken und Essen darüber. Aber am allerliebsten ließ er sich von den alten Frauen im Dorfe die uralten Märchen und Geschichten erzählen. Für sein Leben gern hätte er selbst solche Märchen und Geschichten geschrieben, aber das konnte nur ein Dichter, und um das zu werden, mußte man im Märchenlande gewesen sein und von der Märchenfee eine Feder vom blauen Wundervogel erhalten haben, dann konnte man alles schreiben, was man wollte, — so sagte die alte Kathrin, die älteste Frau im Dorf, und die mußte es doch wissen. So machte sich denn Kunz eines schönen Tages heimlich auf, das Märchenland zu suchen.

Flugs zog der Kunz da sein Sacktüchlein hervor, riß einen Streifen davon ab und umwickelte geschickt das Froschbeinchen damit.

Schon mehrere Tage war er gewandert mit seinem Bündelchen auf dem Rücken, den Wanderstab in der Hand, als er an einem wunderschönen Sommermorgen vor einen großen, dunklen Wald kam, und als er ein kleines Stück hineingegangen war, da merkte er schon, daß er nun im Märchenlande sein müsse. Dicht wölbten sich die Baumkronen hoch über ihm zusammen, und wenn ein leiser Windstoß hindurchfuhr, so raunten und flüsterten die Blätter miteinander und erzählten sich lange Geschichten, und die Blumen blühten viel reicher und dufteten viel stärker als anderswo, und die Mooswege waren so weich wie der feinste Samt, und die Vögel sangen so herrliche Lieder, wie Kunz sie noch niemals zuvor gehört.

Als er tiefer hineinkam, sah er links am Wege eine dichte Rosenhecke, und dahinter schimmerte es wie von grauen, verwitterten Mauern. Da dachte Kunz klopfenden Herzens an Dornröschens Schloß, und — leuchtete da nicht Rotkäppchens rotes Röcklein durch die Bäume, und huschte dort hinten nicht ein Zwerglein über den Weg? Dem Kunz glühten die Wangen und klopfte das Herz immer stürmischer vor Glückseligkeit, — sicher nun war er im Märchenlande, nun galt es nur noch, die Märchenfee zu finden.

Es war sehr warm, und der Kunz war müde und hungrig geworden, und als er daher auf einen schönen, freien Waldfleck kam und eine lustige Quelle aus einem Steine hervorspringen sah, setzte er sich nieder, zog ein Stücklein Brot aus der Tasche und löschte seinen Durst mit dem frischen Quellwasser, das genau wie der feinste Wein schmeckte, denn dafür war er ja im Märchenlande. Dann streckte er sich lang aus auf dem weichen Moos und schlief ein.

Plötzlich wurde er durch ein lautes Gequake gestört. Erschreckt fuhr er auf und erblickte vor sich einen großen grünen Frosch, — einen richtigen Märchenfrosch, der viel größer war als andere Frösche und ganz absonderlich kluge Augen hatte, und dessen

Gequake so ausdrucksvoll klang, daß Kunz ganz deutlich „Hilf mir, hilf mir!“ zu verstehen glaubte. Als er sich den Frosch näher ansah, bemerkte er, daß er das eine Beinchen gebrochen hatte. Flugs zog der Kunz da sein Sacktüchlein hervor, riß einen Streifen davon ab und umwickelte geschickt das Froschbeinchen damit. Da quakte der Frosch: „Hab' Dank!“ und hüpfte fröhlich fort in die Höhle hinein, die sich unter der Wurzel einer alten Eiche zeigte.

Kunz wollte gerade aufstehen, um weiterzugehen, da ging es wie ein leises, feines Raunen und Flüstern durch den Wald, und ein herrlicher, blau schillernder Vogel kam angeflogen, setzte sich auf den Eichbaum und sang laut und jubilierend: „Sie — sie — sie — ist schon hie — ist schon hie“, und da schimmerte es auch schon wie silberweißes Spinnengeweb und gesponnenes Gold zwischen den Baumstämmen, und hervor trat die allerschönste Frau, die Kunz je gesehen. Ihr Gesicht war tausendmal lieblicher als das der schönsten Blume, ihr langes, goldenes Haar reichte fast bis zur Erde, und auf dem Haupte trug sie eine kleine goldene Krone. Sie setzte sich unter die Eiche, und der große Frosch kam wieder hervorgehüpft, setzte sich vor sie hin und stimmte ein eifriges, lautes Gequake an, dem die Fee aufmerksam lauschte, und jetzt verstand Kunz auch ganz deutlich, was er sagte: „Hat ein Mensch getan — hat ein Mensch getan!“

Kunz nahm all seinen Mut zusammen, kam zitternd näher, zog seine Mütze und sagte: „Mit Verlaub, allergnädigste Fee, mein Name ist Kunz.“

Da blickte die Fee sich suchend um, und Kunz nahm all seinen Mut zusammen, kam zitternd näher, zog seine Mütze und sagte: „Mit Verlaub, allergnädigste Fee, mein Name ist Kunz.“

Die Fee sah ihn von oben bis unten an mit ihren wunderbaren, tiefen, blauen Augen, und dann lachte sie, und ihr Lachen klang so silberhell wie das Plätschern der kleinen Waldquelle, und dann sprach sie zu Kunz, und ihre Stimme klang so süß und fein, als berühre jemand mit leisem Finger eine goldene Saite: „Und was willst du hier in meinem Reiche?“

Dem Kunz zitterten die Knie vor Schreck, und er stotterte: „Wenn ich um eine Feder vom blauen Wundervogel bitten dürfte — ich — ich möcht' gar so gern Geschichten schreiben können — und die alte Kathrin meint, wenn ich eine Feder —“

Da lachte die Fee wieder ihr helles, silbernes Lachen: „Also ein Dichter will der Kunz werden? Nun, da du meinem getreuen Diener, dem Frosche, so hilfreich gewesen, will ich dir auch helfen, und sie ließ einen leisen, lockenden Ruf ertönen, und allsogleich ließ sich der köstliche blauschillernde Vogel auf ihre Hand nieder. Sie entnahm seinem Gefieder eine Feder, wickelte eines ihrer goldenen Haare darum und reichte sie dem Kunz. Der wußte vor Glückseligkeit gar nicht, was er sagen sollte, aber die Fee meinte: „Alles hat die alte Kathrin doch nicht gewußt, zwei Dinge

fehlen noch," und sie gab dem Frosch einen Wink, da hüpfte er hinein in die Höhle und kehrte nach einer kurzen Frist wieder zurück.

„So, das ist das Zweite," sprach die Fee, und Kunz sah nun, daß der Frosch eine rosa Brille im Maule hielt.

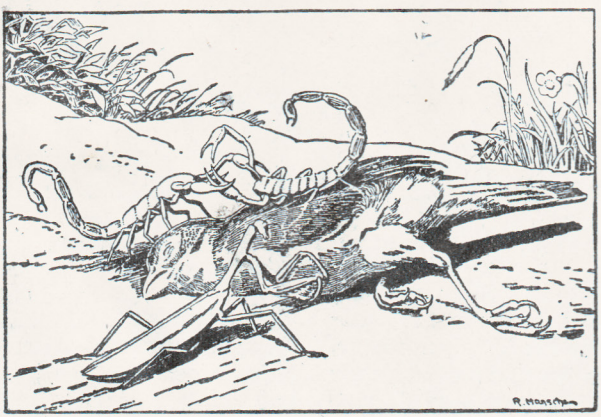
„Knie nieder!" befahl sie, und als Kunz zitternd gehorchte, setzte sie ihm mit ihren Lilienfingern die Brille auf die Nase. „Sie ist unsichtbar für die Menschen, aber du wirst schon merken, daß du sie aufhast, und das ist das Dritte," sprach sie sanft, beugte sich über ihn und hauchte einen Kuß auf seine Stirn. Da schwanden dem Kunz die Sinne, und es war ihm, als fiele er immer tiefer — immer tiefer — hinein in einen tiefen Abgrund.

Als er wieder zu sich kam, lag er mitten im Walde unter einem Baum. Erschrocken suchte sein Blick die Feder, und wirklich, da lag sie in seiner Hand; dann faßte er nach der Brille, aber die war nicht da, und nun erinnerte er sich, daß die Fee gesagt hatte, die Brille sei unsichtbar, und richtig, er fühlte ja, daß er sie aufhatte, ganz deutlich fühlte er es. Und den Kuß der Fee, den fühlte er auch, der glühte wie Feuer auf seiner Stirn.

Da zog der Kunz denn fröhlich heim, und kaum war er zu Hause angelangt, da fing er an zu schreiben, und die Geschichten, die er schrieb, wurden viel, viel schöner als die von anderen Dichtern, denn er hatte ja die Feder vom blauen Wundervogel, die rosa Brille und den Kuß der Märchenfee — wer weiß, vielleicht habt ihr auch schon einmal eine Geschichte von ihm gelesen.

Skorpione im Kampf um einen toten Vogel.

In der Natur herrscht ein beständiger Kampf aller gegen alle. Nicht nur Lebewesen dienen den anderen zur Nahrung, nein, auch tote Körper werden von gewissen Tieren als Speise begehrt. Dieser Drang ist wiederum segensreich, denn es werden auf diese Art Fäulnisreste entfernt. Daß viele große Tiere, wie Geier und Hyänen diesem Trieb folgen, dürfte bekannt sein. Weniger bekannt ist, daß auch kleine und kleinste Tiere, wie die Skorpione ebenfalls Aasfresser sind. Die Skorpione gehören der Familie der Allesfresser an und werden zu den Spinnentieren gerechnet. Sie tragen am Oberkiefer beinförmig verlängerte Taster, deren Endglieder Scherenzangen bilden. Ihr Hinterleib besteht aus vielen Gliedern, deren letztes einen Giftstachel enthält, womit sie andere Tiere lähmen, um die Betäubten dann zu fressen.



Die Skorpione sind Afteratmer, das heißt sie atmen ihre Lebensluft durch vier am After angeordnete Luftlöcher in die Lungensäcke ein. Die Weibchen bringen lebendige Junge zur Welt. In Afrika leben die giftigsten Skorpione, aber auch bei uns zu Lande kommen mehrere Arten vor, so die auf unserem Bilde im Vordergrunde dargestellte Gottesanbeterin. Stirbt irgendwo ein Vogel, und es sind Skorpione in der Nähe, so wittern sie das tote Tier, eilen herbei und kämpfen um jeden Bissen Fleisch, den keines dem anderen gönnen will.

R. Hansche.

Das Perpetuum mobile

VON ALFRED NAUCK

Mit diesen lateinischen Worten bezeichnet man einen Körper, der sich unaufhörlich bewegen und dabei die Bewegungshindernisse (Reibung, Druck, Zug, Spannung) durch eigene Kraft überwinden soll. Es ist überflüssig, zu sagen, daß die Verwirklichung dieses Problems unmöglich ist und der Begriff ohne Kenntnisse oder Berücksichtigung der Naturgesetze geschaffen wurde.

Diese einfache Wahrheit, die heute ohne weiteres einem jeden bekannt ist, wurde im 17., 18., ja, bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht nur verworfen, sondern sogar in das Gegenteil gekehrt. Es fanden sich nämlich Leute, die behaupteten, das Perpetuum mobile erfunden zu haben und scheinbar auch den Beweis dafür nicht schuldig blieben. Natürlich wurde das durch allerlei mehr oder minder geschickte Täuschungsmanöver erreicht, die in vielen Fällen, wo finanzielle Vorteile für den „Erfinder" nicht ausblieben, zum Betruge ausarteten. Daneben aber gab es durchaus ernst zu nehmende Männer, weitbekannte Gelehrte und Forscher, die sich mit diesem Problem beschäftigten, von dessen Lösung sie fest überzeugt waren und die durch kleine, sehr anfechtbare Erfolge ermutigt, sich immer wieder der fixen Idee einer selbstlaufenden Maschine ergaben.

Es war schon gesagt, daß dem Naturgesetze entgegenstehen. Aber auch wissenschaftliche einwandfreie Untersuchungen haben erwiesen, daß es keine Bewegung gibt, die nicht eine laufende Kraftquelle zum Anlaß hat. Die Maschine also verzehrt bei ihrer Arbeit den Kraftstoff, der immer wieder, je nach dem Verbrauch, ergänzt und erneuert werden muß. Jede Arbeit wird nach gewisser Zeit durch Reibung und andere Widerstände erschöpft und muß durch Energiemengen wieder angeregt werden. Die Perpetuum-mobile-Idee glaubt, darauf keine Rücksicht nehmen zu brauchen und muß naturgemäß versagen.

Wenn aber durch denkende Köpfe Anfangserfolge auf dem Wege zur Lösung des Perpetuums vermerkt wurden, so ist das damit zu begründen, daß diese Leute es verstanden haben, bei ihren maschinellen Vorrichtungen die Reibung und andere Hindernisse bis auf ein Mindestmaß herabzudrücken. Das wird am besten erreicht durch das Pendel, die Zentrifugal- und die Schwerkraft. So hatte eine Konstruktion, die im Jahre 1704 in Paris großes Aufsehen erregte, folgendes Aussehen: Auf ein Stufenrad fielen gleichmäßig Kugeln, die mit dem Rade eine Umdrehung mitmachten und wieder an ihren Fallpunkt befördert wurden, worauf sich das Spiel wiederholte. Da das Rad gut zentriert und ausbalanziert, ohne nennenswerte Achsreibung gelagert, zur Vermeidung des Luftzutritts unter eine Glasglocke gesetzt war und die Kugelgewichte in einem bestimmten Verhältnis zueinander standen, soll dieses Perpetuum mobile 46 Tage gelaufen sein. Das soll eine Prüfungskommission einwandfrei festgestellt haben. Trotzdem ist es sehr leicht möglich, daß man während dieser Zeit die Maschine mehrere Male wieder in Schwung gebracht hat. Aber selbst wenn das nicht der Fall war, so hat die Herrlichkeit doch nach 46 Tagen ihr Ende erreicht. Dabei hat sich das Rad in diesen Tagen nur selbst in Gang halten können;

von dem Antreiben irgendeiner weiteren Vorrichtung, was der Sache, wirtschaftlich gedacht, erst eine Bedeutung verleihen würde, konnte gar keine Rede sein.

Ein anderer Erfinder dachte sich die Sache so: Er brachte unter Glas ein schweres Pendel zum Schwingen, das mittels einer feinen Darmsaite mit der Arretierung eines Zahnrades verbunden war. Diese Vorrichtung arbeitete längere Zeit, bis sie wegen des schon erwähnten Energieverlustes zum Stillstand kam.

Und doch gibt es zwei, wenn auch indirekte Perpetua mobilia, die allgemein bekannt sind und immerwährend, ohne sichtbare Ergänzung ihres Kraftverbrauches, ihre Arbeit verrichten. Es sind das die Magnetnadel und das Barometer. Aber auch hier sind die Ursachen ihrer Wirkung gegeben: Sie beruhen bei der Magnetnadel auf dem Erdmagnetismus, während die Kraftquelle des Barometers die atmosphärischen Wechselbeziehungen sind.

Der Herbst als Färber.

Von Robert Reinick.

Da steigt der Herbst frisch von den Bergen nieder,
und wie er wandert durch den grünen Wald,
gefällt's ihm nicht, daß überall das Laub dieselbe Farbe hat.
Er sagt: „Viel hübscher ist es rot und gelb, das sieht sich lustig an!"

So spricht er, und gleich färbt der Wald sich bunt. –
Und wie der Herbst drauf durch den Garten geht
und durch den Weinberg, spricht er:
„Was ist das? Der Sommer tat so groß mit seiner Hitze,
und Wein und Obst hat er nicht reif gemacht?

Schon gut, so zeig' ich, daß ich's auch versteh'!"
Und kaum gesagt, so haucht er Wein und Obst
mit seinem Atem an, und siehe da:
die Äpfel und die Pflaumen und die Trauben
zusehends reifen sie voll Duft und Saft. –

Drauf kommt der Herbst zur Stadt und sieht die Knaben
in ihrer Schule sitzen voller Fleiß.
Da ruft er ihnen zu: „Grüß' Gott, ihr Buben!
Heut' ist Sankt-Michaelis-Tag, da gibt es
lange Ferien. Kommt zu mir aufs Land!

Ich hab' dem Wald sein Laub schön bunt geblasen;
ich hab' dem Apfel rot gefärbt die Backen;
ich will euch klar und blank die Augen wehen,
Und eure Backen will ich tüchtig bräunen,
wie sich's für Buben schickt. Versteht ihr mich?" –

So spricht der Herbst, und jubelnd ziehn die Knaben
auf seinen Ruf durch Berg und Wald und Feld
und kehren heim mit neuer Lust zur Arbeit.

Hein Kiekindiewelts Drachenfahrt.

Von Wehde.

Die Jungens aus der Nachbarschaft ließen auf der Wiese Drachen steigen; also mußte Hein Kiekindiewelt auch einen Drachen haben. Hein sollte nächste Ostern zur Schule kommen; aber bei allen seinen Streichen, die er ausführt, hat er ganz und gar das Wachsen vergessen und ist nicht viel größer als Nachbar Schmidts Baby. Klein, aber oho! sagen die Leute; denn er hat es faustdick hinter den Ohren.

Den will ich haben, ruft Hein.

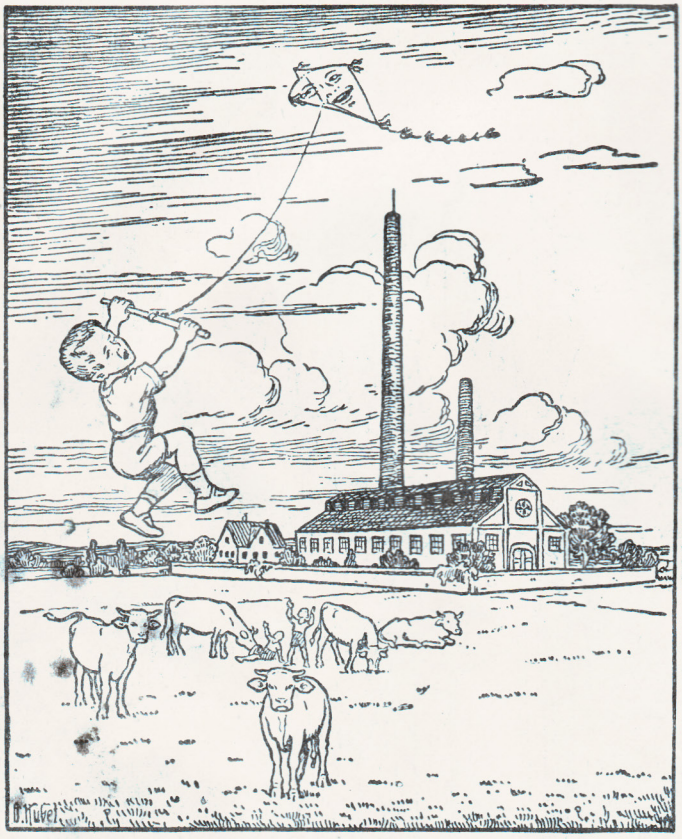
Also sein Vater geht auch richtig mit ihm hin — er ist ja der einzige, und erhält jeden Wunsch erfüllt — zum Papierhändler Pimpelmuß auf dem Marktplatz. „Geben Sie dem Jungen einen Drachen", sagt er. Pimpelmuß lächelt und legt verschiedene Drachen auf den Ladentisch. „Die sind zu klein," ruft Hein sofort, ohne auch nur hinzusehen. „Den will ich haben!" und zeigt auf einen Riesen von einem Drachen, größer als er selbst.

Der Vater meint, der wäre zu groß; doch Hein besteht auf seinem Willen, und so kauft denn der Vater richtig den Riesen, und weil Hein Kiekindiewelt das Ungetüm nicht schleppen kann, nimmt der Vater den Drachen auf den Rücken. „Nun kannst du aber damit nicht allein auf die Wiese gehen. Wir wollen am Sonntag beide zusammen den Drachen steigen lassen."

Doch Hein Kiekindiewelt kann die Zeit nicht abwarten. Am nächsten Tag geht die Mutter zu ihrer kranken Schwester, und Hein ist mit Trina, dem Dienstmädchen, allein zu Hause. Hein packt den Drachen an der Spitze und zerrt ihn durch den Hof nach dem Garten und von dort an die angrenzende Wiese. Mit vieler Mühe kriegt er ihn

hoch und stellt ihn an einen kleinen Busch, und dann, heidi — versucht er, ob der Drachen fliege.

Und er hat Glück. Ein leichter Wind, der gerade einsetzt, hebt den Drachen hoch, der schnell höher und höher steigt. Hein Kiekindiewelt kann gar nicht so schnell die Schnur, die den Drachen festhält, abrollen. Doch nun ist das Band alle, und



Nun sehe ich mir die Welt an.

er hält nur noch den Stock in den Händen, woran es aufgewickelt war.

Der Drachen will aber noch höher und zieht und zieht. Zieht so kräftig, daß Hein Kiekindiewelt plötzlich den Boden unter den Füßen verliert und in die Höhe gezogen wird. Da hängt er nun in der Luft und zappelt und strampelt und schreit und kann nicht wieder herunter. „Oho," denkt der Drachen, „da unten hält mich niemand mehr. Das ist fein; nun sehe ich mir die Welt an." Und er fliegt nun erst recht hoch und dann über die Wiese nach der Fabrik. Hein Kiekindiewelt baumelt aber unten an der Schnur und muß mit.

Bei der Fabrik steht ein Schornstein, höher als der Kirchturm. Da schaut der Drachen hinein; aber das schwarze Loch, welches er sieht, gefällt ihm nicht, und er fliegt weiter, Hein Kiekindiewelt immer nach sich ziehend. Nun schwebt dieser über dem Schornstein. Oben auf dem Schornstein steht eine lange Stange; das ist der Blitzableiter. Hein will sich daran festhalten, faßt zu kurz, sodaß er die Stange nicht erwischt und läßt sein Holz los. Plumps —

Er fällt gerade in das schwarze Loch. Endlos ist die Reise durch den langen Schlot, und immer dunkler wird es. Endlich gibt es einen Stoß, und er bleibt liegen. Wehgetan hat er sich nicht. Er ist ganz weich gefallen. Wie Mehl fühlt es sich an, worauf er liegt. Aber es ist stockduster da ~~unten~~, pechkohlrabenmohrenschwarz. Da — in einem Winkel sieht er ein schwaches Lichtpünktchen. Er kriecht hin und findet eine kleine Tür, die nicht dicht schließt. Er bastelt daran herum, bis sie aufspringt.

Ein schmales Aschenloch ist es, aber was für ein Glück, daß er so klein ist. Gerade kann er sich noch mit Mühe und Not durchzwängen. Aber wie sieht er aus! Schwarz von oben bis unten und von unten bis oben. Alles dick voll Ruß. Nun schnell nach Hause, daß ihn Trina sauber macht, ehe Vater und Mutter kommen; denn sonst — —! Die Mutter versteht keinen Spaß. Hein läuft durch die Straßen, was er nur laufen kann, und alle Kinder rennen hinterher und rufen: „Ein Mohr, ein kleiner schwarzer Mohr!"

Endlich ist er zu Hause. Aber als er in die Küche kommt, schreit Trina auf: „Der Teufel! Der Teufel!" und läuft vor Angst in die Stube. Hein Kiekindiewelt folgt ihr und ruft: „Trina! Trina!" Doch Trina macht, daß sie aus der Stube kommt und eilt über den Hausflur in das Schlafzimmer, und als Hein auch dorthin kommt, in eine anstoßende Kammer, dann wieder über den Flur in die Küche. Hein Kiekindiewelt immer hinterdrein. Von der Küche aus beginnt der Wettlauf von neuem. Trina heult und schreit fortwährend: „Der Teufel! Der Teufel!" und Hein ruft andauernd: „Trina! Trina!"

Dreimal sind sie schon im Kreise herumgejagt. Da faßt Trina einen Entschluß und mit einem Satz ist sie die Treppe hinauf nach dem Boden. Hein überkugelt sich ein paarmal, um sie einzuholen und erwischt auf dem Boden auch einen

Schürzenzipfel. Doch Trina bindet sich die Schürze los, rennt zum Fenster, und — die dicke, wie ein mit Würsten behangener Mehlsack aussehende Trina schwingt sich hinaus und auf das unter dem Fenster befindliche Dach des Hühnerstalls. Und der kleine Hein Kiekindiewelt, nicht faul, hinterher. Hinein in den Stall ist Trinas letzte Rettung, wenn sich auch der Hahn wehrt, und die Klappe zugemacht und von innen festgehalten.

Hein sieht sich um. Was nun? Wenn die Mutter kommt — nein, die darf Hein nicht sehen. Willst du Eier legen?" — „Der Teufel ist da," jammert die Trina, „und will mich holen. Da in der Hundehütte hat er sich versteckt."

Nero macht aber gar kein Gesicht, als wenn der Teufel in seiner Hütte säße; er wedelt freudig mit dem Schwanze. Deshalb langt der Vater hinein, und erwischt den Jungen, den er herausholt und hochhält. „Der Teufel!" kreischt Trina wieder, aber der Vater schilt: „Dumme Deern, Hein Kiekindiewelt ist es ja, sieh ihn dir an."

Die Mutter läuft schnell davon und kommt gleich

Dumme Deern, Hein Kiekindiewelt ist es ja.

Da fällt sein Auge auf Neros, des Hofhundes, seines Freundes Hütte. Das ist ein sicherer Versteck, denkt er, und kriecht hinein. Trina will sehen, ob der „Teufel" fort ist, und steckt mal den Kopf aus der Klappe. Hein will auch sehen, was draußen los ist, und steckt seinen Kopf aus der Hütte. „Der Teufel!" fährt Trina schnell zurück. „Dumme Trina!" schreit Hein.

Mittlerweile hat die Mutter den Vater vom Dienst abgeholt, und sie kommen nach Hause. Niemand ist zu sehen, kein Tisch gedeckt, das Essen verbrannt, und überall schwarze Stapfen. „Dem Hein ist etwas widerfahren!" ruft entsetzt die Mutter. Der Vater ruft überall: „Trina! Hein!" und kommt auch in den Hof. Da öffnet Trina die Klappe vom Hühnerstall, steckt den Kopf heraus und sagt: „Hier bin ich." Der Vater muß lachen. „Was machst du denn im Hühnerstall? darauf mit einem großen Schwamm wieder, und nachdem sie Hein ein paarmal damit über das Gesicht gefahren ist, erkennt auch Trina den Jungen. Da springt sie schnell aus dem Stall, faßt den Jungen, nimmt ihn untern Arm und läuft mit ihm in die Stube, wo sie sich mit ihm einschließt. Während sie ihn sauber macht und umzieht, muß er alles erzählen.

Darauf geht sie zu den Eltern in die Stube. Da sieht sie schon auf dem Tisch den Rohrstock liegen. „Hein kommt nicht eher aus meiner Stube, als bis ihr versprecht, ihm nichts zu tun." Und sie erzählt Heins Abenteuer mit dem Drachen. Da gibt der Vater Trina die Hand und sagt: „Bist ein braves Mädel. Also laß ihn nur heraus." Und der Stock wandert für dieses Mal unbenutzt hinter den Schrank.

Wer den Himmel will gewinnen, muß ein rechter Kämpfer sein. Geibel.

Ein geborener Kletterkünstler.

In den Wäldern von Hinterindien und den großen Sundainseln lebt ein merkwürdieges Tier, das bezeichnenderweise den Namen „Langarmaffe“ führt. Wie unser Bild zeigt, sind die Arme derart lang, daß sie bei aufrechter Körperhaltung des „Gibbon“, so heißt er nach Art des Rufes in seinem Vaterlande, den Boden berühren. Um diese Maßverhältnisse noch anschaulicher zu gestalten, sei daran erinnert, daß die seitlich ausgestreckten Arme eines normal gewachsenen Menschen seiner Körperlänge entsprechen, während unser Affe nahezu das Doppelte seiner Größe klafftert. Auf dem Erdboden braucht er sie wie Krücken oder als Balancierstangen; denn seine Fortbewegung ist hier mehr ein knickebeiniges Watscheln, ein Hin- und Herschwanken, das mit dem sicheren Gang des Menschen nicht verglichen werden kann. Im Ästgewirr dagegen ist dieser Menschenaffe, der etwa die Größe eines sechsjährigen Kindes erreicht, äußerst behende. Mit seinen Riesenarmen schwingt er sich von Baum zu Baum und klettert hangelnd an den Ästen, wenn er nicht vorzieht, Sprünge zu vollführen — man spricht von 12 m und mehr — wie man sie nicht für möglich halten sollte. Dabei versteht er selbst im Flug, so könnte man wohl sagen, die Richtung plötzlich abzuändern, ja mit den Greiffüßen noch eine Frucht zu packen, um sie später in Ruhe zu verzehren. Als Baumtier lebt er nämlich von allem, was sein Aufenthalt an Nahrung bietet, von Blättern, jungen Schößlingen und Früchten, doch verschmäht er auch kleine Vögel, deren Eier sowie Spinnen und Insekten nicht. Das an sich gutartige Tier ist ferner interessant durch seine Stimme, die aus der Ferne wie Menschengeplauder klingt und dabei so modulationsfähig ist, daß diese sehr geselligen Affen förmlich Tonleitern summen. Gewiß die drolligste und überraschendste Gesangstunde im tropischen Gebirgswald.

Ein geborener Kletterkünstler, der Gibbon oder Langarmaffe.

Dr. Bergner.

Coco Nr. 1 / 10. Jahrgang

bringt eine große Ueberraschung.

Alle werdet ihr staunen!

Denn so etwas Schönes habt ihr noch nicht gesehen.

Der Nebelriese.

Von Hermann Dreßler.

Die Mutter räumte den Abendbrottisch ab und Heinrich brachte dem Vater die gestopfte Pfeife. Aber der Vater sagte: „Stelle sie nur wieder in die Ecke zurück, mein Junge, heute habe ich etwas anderes vor, und weil es gar so gefährlich ist, getraue ich mich nicht, allein zu gehen, sondern ihr sollt dabei sein!“

Heinrich und Ernst sahen den Vater überrascht an.

„Du hast Furcht, Vater?“ fragte der kleine Ernst zweifelnd.

„Nun ja, es ist nicht so einfach, wenn man das Reich der Nachtgespenster betreten will“, entgegnete der Vater und lachte den beiden Buben mit zwinkernden Augen ins Gesicht. „Soll ich meinen dicken Bergstock mitnehmen, Vater?“ fragte Heinrich, der die Abenteuer liebte, bei denen man auch einmal Prügel austeilen konnte.

„Es kann nichts schaden, wenn du dich bewaffnest, obgleich man bekanntlich gegen Gespenster selbst mit Messer und Pistole nichts ausrichten kann!“ erwiderte der Vater.

„Du willst uns bloß nasführen, Vater!“

„Durchaus nicht, ihr mutigen Ritter! Ich will euch heut' einmal ein wirkliches Gespenst zeigen. Ihr mögt nach ihm schlagen oder mit Steinen werfen, so viel ihr wollt — ihr könnt es doch nicht verjagen, denn Gespenster haben nichts Körperliches, sie sind nur Luft, nur Gestalt ohne Stoff!“

„Was soll ich mitnehmen, Vater?“ fragte Ernst gespannt.

„Du —? Setz' deine Zipfelmütze auf, damit du sie über die Ohren ziehen kannst, wenn es gar zu gruselig wird!“ lachte der Vater. „So eine Zipfelmütze ist wie eine Tarnkappe, sie macht unsichtbar und schützt den Träger!“

„Vater, du sprichst in Rätseln!“ sagte Heinrich kopfschüttelnd. „Aber ich freue mich darauf, wenn du dabei bist!“

„Das Rätsel sollt ihr am Schlusse selber lösen!“ entgegnete der Vater.

„Was für eine Waffe nimmst du denn mit?“ fragte Ernst.

„Ich —? Ja, ich habe mich für die große Laterne entschieden, die draußen im Hausflur hängt. Solches Laternenlicht ist nicht zu hell, es zieht die Gespenster an. Und nun macht euch fertig zur Gespensterjagd!“

Der Vater steckte eine Kerze in die Öse der Laterne, Heinrich griff zu seinem Bergstock, und Ernst stülpte sich die gestrickte Mütze auf den Kopf, die ihm der Weihnachtsmann gebracht hatte.

„Bringt mir ja keins von euren Gespenstern mit nach Haus“, lachte die Mutter. „Ich habe genug an euch und dulde solche Gesellen nicht!“

Die drei traten vor die Tür des alten Waldhauses, das die Familie seit einer Reihe von Jahren während der Sommerferien bewohnte.

„Hu, was für ein Nebel!“ sagte Heinrich.

„Richtiges Gespensterwetter!“ nickte der Vater.

Der Nebel hing seine feuchten Laken mit lautlosen Händen an Giebel und Dachrinne und ließ sie wie Schleierwimpel von allen Ästen und Zweigen wehen. Er wob wie ein geheimnisvoller Spinner seine feinmaschigen, grauen Netze und warf sie den Blumen und Gräsern über die nickenden Köpfe, zog sie merklich enger und dichter zusammen und ließ ein Gespinst auf das andere niedersinken.

„Ich kann meine Füße kaum noch erkennen,“ sagte Ernst und schreckte plötzlich vor einem Stamme zusammen, der aus dem Nebel heraustrat, als hätte er Beine bekommen und machte einen Abendbummel.

„Wohin führst du uns, Vater?“ fragte Heinrich.

„Wir müssen auf den Kahlberg steigen“, sagte der Vater geheimnisvoll. „Dort halten die Gespenster heute, am 1. August, ihre Versammlung ab. Habt ihr Furcht?“

„Nein“, sagten die Buben wie aus einem Mund. „Mit dir gehen wir überall hin, Vater!“

„Gut, dann habe ich auch keine! Aber gebt acht. Hier führt der Weg über den Mühlgraben. Wir müssen im Gänsemarsch gehen!“

Sie hörten das Gurgeln und Schäumen des Wassers, das unter der Laufplanke dahinschoß, aber sehen konnten sie nichts von dem geschwätzigen Kinde der Berge.

Jenseits des Mühlgrabens stiegen sie in dem Laubwalde bergan.

„Da sind doch schon überall Gespenster!“ sagte Heinrich und deutete vor sich hin.

Wirklich, wie die Nacht und der Nebel alles veränderten! Die junge Lärchenschonung glich einer Versammlung kleiner, dicker Kobolde, die hier zusammengeduckt hockten. Und als sich plötzlich eine dieser kleinen Gestalten wirklich erhob und mit ein paar ungeschickten, possierlichen Sprüngen im Nebel verschwand, stieß Ernst unwillkürlich einen entsetzten Schrei aus.

„Du bist der richtige Gespensterjäger,“ lachte der Vater, „fürchtest dich wohl gar vor einem fliehenden Hasen?!“

„Warum zündest du die Laterne auch nicht an, Vater?!“ klagte Ernst.

„Jetzt noch nicht!“ Wir wollen die Kahlberggeister doch überraschen, sie dürfen unser Anschleichen nicht vorher schon bemerken!“

Die Steine, die sich aus dem Waldboden erhoben, gebärdeten sich wahrhaftig wie Gnomen. Die Heidekrautbüschel, die sich auf ihren zerrissenen Köpfen eingewurzelt hatten, standen wie grauenerregte Haare zur Höhe, und der Nachtwind beutelte sie leise hin und her. Den Eichen und Buchen troff der Angstschweiß von den Gliedern und schlug raschelnd in das vorjährige Waldlaub, das den Boden bedeckte, sodaß ein geheimnis-

volles Raunen durch den Wald zog. Die wenigen Fichten hatten lange Nebelbärte am Kinn und standen wie nachdenkliche Großväter in dem Kleingestrüpp von Heidelbeerkraut und Bärenklau. Die Brombeeren streckten ihre klammernden Finger über den Pfad und griffen verlangend nach den Wadenstrümpfen der Knaben.

So gelangten sie nach halbstündigem Steigen auf den Gipfel des Kahlberges.

„Wo sind denn nun deine Gespenster, Vater?“ fragten die Buben.

„Nur Geduld! Sie sind schon da. Ich muß nur erst den richtigen Ort suchen, von dem aus ich sie beschwören kann!“

Den hatte der Vater bald entdeckt.

An der höchsten Stelle der Kuppe lag ein Granitblock von der Höhe eines Tisches und dem Umfange eines Scheunentores. Hier brannte der Vater die Laterne an, stieß Heinrichs Bergstock mit der Spitze in den Erdboden und hängte die Laterne daran.

„So“, sagte er dann. „Wer nun den größten Mut besitzt, der steigt zuerst dort hinauf!“

„Ich!“ — — „Nein, ich!“

„Also der Kleine zuerst“, entschied der Vater,

Der Nebelriese.

und obgleich Ernst die Sache doch nicht ganz geheuer schien, kletterte er auf den Steinblock hinauf.

„Nun sieh nur nach der anderen Seite!“ gebot der Vater.

Ernst wäre vor Schrecken beinahe heruntergefallen. Er starrte reglos, als wäre er angewurzelt, und auch Heinrich, der seitab stand und über den Felsblock hinwegspähte, blieb für einen Augenblick der Atem stocken.

Da stand über dem abfallenden Talgrunde ein riesiger Kerl, wohl dreimal so groß, wie das höchste Haus. Er war schwarz vom Scheitel bis zur Sohle und schien ganz nah und doch auch zugleich fern. Er stand unbeweglich, als wäre er aus einer großen, großen Holzplatte gesägt, hatte eine Zipfelmütze auf, deren Spitze in eine Quaste auslief, und starrte schweigend und trotzig auf den schreckverstummten Knaben.

So sahen sie einander eine Zeitlang stier an wie zwei Ringkämpfer, welche dem günstigsten Augenblicke des Angriffes entgegenharren.

„Vater?“ fragte Ernst ängstlich. „Darf ich nicht wieder herunterkommen?“

Damit kehrte er dem gespenstischen Riesen auch schon den Rücken und kletterte so schnell als möglich von der Steinplatte herab.

Als er wieder neben dem Vater stand, sah er scheu nach jener Stelle, aber das Gespenst war plötzlich auch verschwunden, lautlos, als habe es die Nacht verschluckt!

„Was war denn das nur, Vater? Hast du es auch gesehen?“ fragte Heinrich.

„Freilich hab' ich's gesehen!“ sagte der Vater. „Es war das Berggespenst!“

„Das Berggespenst? Du hast uns doch aber oft gesagt, daß es keine Gespenster gibt!“

„Ja, da habe ich mich am Ende doch geirrt, mein Junge“, entgegnete der Vater. „Steige nur hinauf und überzeuge dich, ob es noch da ist oder sich schlafen gelegt hat!“

„Du denkst wohl, ich fürchte mich?“ prahlte Heinrich, und eins — zwei — drei, stand er oben. Im selben Augenblicke hatte sich auch der unheimliche Riese wieder erhoben und starrte auf den Unerschrockenen.

„Vater, er hat doch seine Zipfelmütze abgenommen!“ rief Heinrich überrascht aus. „Sieh doch, du kannst es ganz deutlich erkennen!“

„Gespenster treiben mitunter ein neckisches Spiel mit den Menschen, um sich die Zeit zu vertreiben!“

Heinrich starrte den Riesen noch einige Augenblicke lang an, dann überkam ihn plötzlich eine Wut gegen den Unhold und er drohte ihm trotzig mit der Faust. Im selben Augenblicke hob auch der Riese drohend den Arm, als wollte er zu einem furchtbaren Schlage ausholen, sodaß Heinrich sich unwillkürlich duckte.

Da schrumpfte der Riese ebenfalls zusammen, es war, als ob er ihn äffen wollte.

Heinrich war starr vor Verwunderung. Dieser Kobold hatte offenbar Freude daran, ihm jede Bewegung nachzumachen wie sein Spiegelbild.

Plötzlich aber begann er durch den Nebel hindurch nach der Seite zu gleiten, ohne die gespreizten Beine zu bewegen, sodaß nun auch Heinrich die Angst anwandelte. Ja, der Riese fing sogar an, auf und nieder zu hüpfen, obgleich Heinrich ihm das gar nicht vorgemacht hatte, sondern völlig stillstand. Heinrich hatte nämlich nicht bemerkt, daß der Vater die Laterne in die Hand genommen und sie erst ein wenig hin und her, dann etwas auf und nieder bewegt hatte, um sie gleich darauf wieder an den Bergstock zurückzuhängen. Jetzt stand auch der Riese wieder starr und tot auf seinen zwei Beinen.

Heinrich begann nun, dem unheimlichen Nachtgesellen allerhand Kunststückchen vorzumachen, um ihn auf die Probe zu stellen. Aber der bestand mehr als die Probe, denn es war, als ob er schon vorher wüßte, was der Menschenzwerg da vor ihm zu tun beabsichtigte und tat es ihm nicht bloß nach, sondern führte alles gleichzeitig mit ihm aus, hob beide Arme, stand auf einem Beine, wandte den Kopf nach der Seite und machte tiefe, ehrfürchtige Verbeugungen.

Plötzlich lachte Heinrich auf.

„Vater, jetzt weiß ich's!“ rief er händeklatschend. „Das ist ja bloß ein Schattenmann!“

„Bravo, mein Junge!“ lobte der Vater. „Jetzt hast du den Riesenbetrüger ordentlich entlarvt!“

Nun bekam auch Ernst wieder Mut und stieg hinauf. Sofort waren zwei Riesenmänner zu sehen, die allerhand Körperverrenkungen ausführten, sich die Hände schüttelten, mit den Köpfen gegeneinander stießen und sich mit den Fäusten drohten.

Als dann auch noch der Vater zwischen seine beiden Buben trat und Ernsts Zipfelmütze steil aufgerichtet über den Kopf zog, wollte das Lachen im nächtlichen Walde kein Ende nehmen.

„Doch nun kommt heim!“ mahnte der Vater. „Sonst denkt Mutter, die Gespenster haben uns den Hals umgedreht!“ Sie stiegen herab und gingen nebeneinander durch den Bergwald heimwärts.

„Du mußt es uns noch ein bißchen erklären, Vater!“ bat Heinrich.

„Tu's erst mal selbst, wie du dir's denkst!“

„Ich denke, die Laterne wirft unseren Schatten in die Luft!“ sagte Ernst.

„Schon recht! Aber die Luft fängt keinen Schatten auf!“ gab der Vater zu bedenken.

„Der Nebel fängt ihn auf!“ rief Heinrich. „Der ist ja so ähnlich wie eine entfernte Wand und dadurch wird der Schatten auch so groß!“

„Jetzt habt ihr die Gespenstergeschichte richtig durchschaut!“ lobte der Vater, „und zum Lohne will ich euch noch etwas darüber erzählen! Man nennt diese Erscheinung das Berggespenst. Es tritt nur hervor, wenn starker Nebel in den Bergen herrscht und die Sonne einer solchen Nebelwand gegenübersteht. Den Alpentouristen ist diese Erscheinung keine Seltenheit, und sie sehen sie dann mitunter in noch schönerer Schärfe und Klarheit als wir heute abend den Riesen. Noch häufiger sieht sie der Luftschiffer, wenn er mit seinem Fahrzeuge vor einer Wolkenwand vorübergetrieben wird, die von der Sonne beschienen ist. Ihr mögt euch selber ausmalen, welches Bild sich ihm dann bietet. — Aber gebt acht! Hier ist wieder der Mühlgraben. Und da unten sehe ich ein Lichtlein im Nebel schwimmen. Es fällt aus den Fenstern unseres lieben, alten Waldhauses, und Mutter sitzt gewiß im Zimmer und stopft euch Hosenreißern die Löcher in Röcken und Strümpfen! Nun springt voran und erzählt ihr die Erlebnisse unserer Gespensterjagd!“ —

Für die Mutter

Praktische Winke.

Ein vorzügliches Reinigungsmittel für Herren- und Knabenanzüge, wenn die Herren- und Knabenanzüge unansehnlich, fleckig und schmutzig geworden sind und namentlich am Halskragen, den Ärmel- und Vorderrändern fettige Schmutzstreifen aufweisen, die dem ganzen Anzug ein vernachlässigtes Aussehen verleihen.

Um nun derartige Anzüge nicht erst waschen zu müssen, gibt es ein vorzügliches, das Gewebe und die Farbe nicht angreifendes Mittel, das sich die Hausfrau selbst bereiten kann. Es besteht aus gleichen Teilen Salmiakgeist, Seifenspiritus und Äther. Diese drei Flüssigkeiten werden in einer dunkelglasigen Flasche gut gemischt, geschüttelt und damit ein sauberer Lappen (am besten dunkler, damit er keine weißen Faserspuren auf dem Anzug hinterläßt) getränkt und damit die schmutzigen Stellen tüchtig bearbeitet, mit einem in klarem Wasser ausgedrückten Schwamm nochmals übergerieben und darauf die gereinigten Stellen unter einem aufgelegten feuchten Leinentuch trocken gebügelt. Die damit gereinigten Anzüge werden tadellos sauber und wie neu aussehend.

Fliegenschmutz entfernt man von Metallgegenständen, indem man sie mit einem Lederlappen abreibt, welcher mit Spiritus getränkt wurde. Will man Verzierungen säubern, so taucht man ein Bürstchen in Spiritus und entfernt so alle Unsauberkeiten.

Das Dichten des Gasschlauches und der Gummimuffen. Ist der Gasschlauch und sind die Gummimuffen am Gasherd undicht geworden, so leuchte man Schlauch und Muffen mittels eines brennenden Streichholzes ab, bezeichne die Stellen, aus denen ein Flämmchen hervorschlug, mit einem Kreidestrich, und umklebe sie dann fest mit Leukoplast. Der dermaßen ausgebesserte Schlauch wird durch dieses Verfahren noch lange gebrauchsfähig bleiben. J. S.

Gebd. 8. Jahrgang

„Der kleine Coco"

Gegen Voreinsendung des Betrages von RM. 1.50 (in gültigen Geldscheinen oder Briefmarken) post- und verpackungsfrei.

Back- und Kochrezepte.

Buttermilchgebäck als sättigende Abendspeise. Zu einem Liter Buttermilch nimmt man 2 Eier, 2 Eßlöffel Zucker und soviel Weizenmehl, daß der Quirl im Teig stehen bleibt, und fügt einen gestrichenen Teelöffel Salz bei. Diese Masse schüttet man in einen tiefen Tiegel, der reichlich mit „Rama butterfein" ausgegossen wird. Man bäckt das Gericht im Ofen. Doch kann man auch in offener Pfanne mit reichlich „Rama butterfein" ziemlich dicke Kuchen backen, die man mit Zimtzucker bestreut zu Tische bringt und geschmortes Obst dazu reicht.

Apfelklöße (6 Personen). 100 Gramm „Rama butterfein", 8 geschälte, in Milch geweichte Rundstücke oder Mischbrote, 4 Eier, 1 Teelöffel Salz, 2 Eßlöffel Zucker, ½ Pfund Äpfel. Die „Rama" wird schaumig gerührt, die Brötchen gut ausgedrückt und mit den Eiern, Salz, Zucker und den zu Stückchen geschnittenen Äpfeln dazu gegeben und gut verrührt. Nun gibt man soviel **„Maizena"** hinzu, daß man mit einem Löffel kleine Klöße abstechen kann, die man in kochendes Wasser legt, bis zum Schwimmen kochen läßt, auf ein Sieb zum Abtropfen legt, dann mit Zucker und Zimt bestreut und mit brauner ‚Rama' übergossen zu Tisch gibt.

Linzer Gebäck. 250 Gramm „Rama butterfein", 175 Gramm Zucker, 4 Eier, 50 Gramm **„Maizena"**, 350 Gramm Mehl, Hagelzucker, Mandeln. — 250 Gramm „Rama butterfein", 175 Gramm Zucker, das Abgeriebene einer Zitrone, 4 ganze Eier, 50 Gramm **„Maizena"**, 350 Gramm Mehl und etwas Salz werden zu einem glatten Teig verarbeitet und ½ Stunde kalt gestellt. Dann rollt man den Teig aus, formt davon Kränze, Sterne, Herzchen, Brezeln usw., streicht diese mit Ei an, streut Hagelzucker und geschnittene Mandeln darauf und bäckt sie in mittelheißem Ofen hellgelb.

Kurzweil

Zwei nette und interessante Späße.

Jeder, der etwas vom Schwerpunkt weiß, wird natürlich bei den jetzt hier gestellten Forderungen sofort einsehen, daß das Verlangte tatsächlich nicht möglich ist. Manch einer von euch aber wird sich doch verblüffen lassen und ungläubig lächeln, wenn wir behaupten, daß er von seinem Stuhl, auf dem er Platz genommen hat, nicht aufstehen kann, wenn wir ihm die Beine ein klein wenig nach vorn ziehen, sodaß der Kniewinkel mehr als rechtwinklig wird. Streckt nun der Sitzende auch noch seine Arme wagerecht nach vorn, so wird es ihm nicht gelingen, sich von dem Stuhl zu erheben.

Auch der zweite Scherz glückt nicht. Es soll sich jemand an eine Wand stellen, die keine Scheuerleiste hat, oder auch an eine glatte Tür. Der Körper muß straff aufgerichtet sein, die Arme sind wagerecht nach vorn zu strecken. Nun soll der Stehende ein Bein möglichst wagerecht nach vorn strecken. Es wird ihm nicht gelingen, er wird stets nach vorn überfallen. Bedingung ist, daß das Knie des stehenbleibenden Beines nicht nach vorn herausgedrückt wird.

Rennen mit Siebenmeilenstiefeln.

(Ein fideles Rennen für Stelzenläufer.)

Zwischen zwei Pfählen wird ein Bindfaden gezogen, und zwar in der Höhe von 1½ Meter. An diesen Fäden werden in gewissen Abständen Kirschen, Haselnüsse, Bonbons, Biskuit und dergl. lose befestigt. Vielleicht 40 Schritt von der Schnur wird dann eine Linie gebildet, wo sich die Wettläufer — jeder mit einem Paar Holzstelzen — aufzustellen haben. Ist das geschehen, so wird gezählt. Bei „drei!“ haben sämtliche Spieler auf ihre Stelzen zu steigen, und der Wettlauf nach der Schnur mit Präsenten beginnt. Heisa! ist das ein Eifer und eine Freude! Mit den Schritten eines Riesen sucht jeder als „Erster“ ans Ziel zu kommen. Derjenige nun, dem dies gelingt, darf sich — auf den Stelzen stehend — mit dem Munde eine Frucht oder einen anderen Leckerbissen abpflücken. Dann geht's von neuem los, bis alle Geschenke verspeist sind.

Nachstehende Sendungen waren wegen unvollständiger Adressen von der Post nicht zu bestellen und sind deshalb an uns zurückgekommen. Die in Betracht kommenden Kinder wollen uns unverzüglich ihre genaue Adresse: Vor- und Zuname, Wohnort mit Angabe des Staates, der Provinz oder des Regierungsbezirkes, Straße und Hausnummer mitteilen, damit wir die Sachen zustellen können.

A.

Adelt, Martha, Beuthen; Apel, Erwin, Hindenburg.

B.

Banasch, Wilhelm, Beuthen; Beemann, Thea, Urbach b. Köln; Böckmann, G., Neustrelitz; Braun, Hilde, Elsenfels.

D.

Dirksen, Ernst, Bremen; Dittrich, Bruno, Roditz (Sa.).

E.

Engelmann, Maria, Seifhennersdorf.

F.

Friedrich, Rendsburg; Faulde, Walter, bei Herrn Gutsbesitzer Hoffmann, Dreißighuben, Kreis Reichenbach (Schl.).

G.

Glagt, Martha, Stadtgut Reichenhof; Goetzke, Anita, Düsseldorf; Goldmann, Otto, Ratibor.

H.

Hahn, Chr., Breslau; Häuseler, Geschwister, Orsoy (Rhein); Hartmann, Waldemar, Wesermünde-Geestemünde; Hauh, Heinz, Greiz (Sa.); Heine, Waltraud, Verden (Aller); Hermann, Wilhelm, Baiersbronn (Württemberg); Hiebscher, Willi, Hennersdorf (Schles.); Hochheimer, R., Langen i. Hannover; Hübner, Grete, Breslau 10; Heft, Paul Hans, Ebersbach Nr. 4, Kreis Sa.

J.

Justina, Herbert, Freital-Potschapp.

K.

Keller, Anneliese, Witte i. Hannover; Keßler, Günther, Sommerach; König, August, Waldkirch; Konradin, Fritz, Cawallen (Schles.); Kurfmann, Kurt, Breslau.

L.

Langer, Martha, Liegnitz; Liefold, Grett, Berlin-Lichterfelde; Lienemann, Erna, Berlin SO; Loewenaur, Franz, Wittenberge.

M.

Mahr, Anni, Neudorf (Oberschles.); Mertensin, Charlotte, Schich (Rheinl.); Mendl, Georg, Beuthen (O.-Schles.); Michalikin, Johann, Zernich (Schles.).

N.

Näcke, Heinz, Dresden A 27; Not, Gotelinde, Cannstatt-Stuttgart.

P.

Pankinow, Anna, Losnitzen (Schles.); Peters, Karl, Groß-Salze, Kreis Calbe.

R.

Rascher, Irmgard, Breslau; Reichenbach, Heinz, Elterlein (Sa.).

S.

Seib, Emilie, Kirchheimbolanden; Spriegel, Irma, Mannheim (Baden), Kobelsstr. 17.

Sch.

Schaak, Walter, Raudten (Schles.); Schiemenz, Richard, Spremberg (N.-L., Brdbg.); Schneider, Werner, Hamburg 24; Schultz, Helene, Frankfurt a. d. Oder.

T.

Tunger, Karl, Friedrichshafen.

W.

Wollenweber, Hilde, Handorf i. Hannover; Wolf, Hans Nieder-Rüstern Wothold, Hilde, Brake i. Oldenburg

Briefkasten.

Erna Oſtwinkel, Witten-Heven. Wir ſind angenehm überraſcht, daß du einen ſo ſchönen Preis erhalten haſt. Du ſiehſt, man darf nie den Mut verlieren. Das Glück kommt doch. Die Geſchichte „Vom kleinen Coco“ haben wir nicht in Buchform. Sammle dir doch die Zeitungen, und dann haſt du ja die Geſchichte komplett.

Heinz Buchheiſter. Tätige Vulkane gibt es auf der Erde etwa 320. Wir können dir aber unmöglich alle namentlich nennen. Der einzige tätige Vulkan des europäiſchen Feſtlandes iſt der Veſuv. Er iſt 1223 m hoch. Sein letzter Ausbruch war im April 1906.

Muſikfreundin Thekla Gall in T. Der berühmte Geigenbauer hieß nicht „Kandiwari“, ſondern „Anton Stradivari“ (1650—1737). Die von ihm gebauten Geigen beſitzen einen herrlichen Klang und ſind heute außerordentlich ſelten. Freundlichen Gruß, auch an den lieben Willi.

Waſſerſportler, Hamburg. Was ihr uns von eurer erſten Seefahrt erzählt, erfreut uns ſehr. An ſo ein paar friſchen Jungens haben wir unſere helle Freude. Das beſchriebene Schiff iſt eine Brigg, d. h. ein Segelſchiff mit 2 vollgetakelten Maſten.

Drei Nußknacker, Frankfurt a. Main. Zellon iſt glasartig durchſichtig, nicht ſpröde und deshalb leicht zu verarbeiten. Es iſt ein Erſatz für das feuergefährliche Zelluloid. Man verwendet es zu Autoſchutzſcheiben, Tragflächen von Flugmaſchinen, Films uſw.

Die beſte Koſt für groß und klein
Iſt immer „Rama butterfein“!

Walter Reetz, Stolp i. Pom. Wenn du uns deine genaue Adreſſe angibſt, ſo erhältſt du deinen Gewinn aus dem Preisausſchreiben: „Wer hat recht?“ zugeſandt.

Heinrich Ott, Hof i. B. Das Vorſtehende gilt auch für dich. Bei „Jäger- und Wanderlieder“ haſt du ein Glückslos gezogen. Sende uns bald deine genaue Adreſſe.

Geſchwiſter Liebetraut, Münſter. Die ſinnloſe Zerſtörungswut nennt man „Vandalismus“. Das Wort Vandalismus ſtammt von den Vandalen her. Die Vandalen waren ein oſtgermaniſches Volk, welches im Jahre 406 nach Gallien und Spanien zog, überall plünderte und zerſtörte. Sage deinem Brüderchen, er ſoll uns bald ſchreiben.

Helmut Wenzel, Großenhain. Aber das darf dir doch nicht ſchwer fallen. Jede beliebige Farbe kannſt du für die Klubfahne verwenden. Am beſten ſtimmſt du mit deinen Freunden über dieſe Frage ab. Wir wiſſen ja gar nicht, wie euer Bund heißt, und deshalb können wir auch kein Abzeichen entwerfen.

Klaus Holtermann, Ahlen. Die letzte vorgenommene Volkszählung ſtellte für das Deutſche Reich eine Einwohnerzahl von 62 Millionen feſt.

Kleiner Muſiker aus Obercrinitz. Wenn du ſpäter die Wunder der Muſik erlebſt und verſtehſt, dann frage dich ſelbſt, wer von unſeren großen Meiſtern für dich der liebſte iſt, Beethoven, Bach, Mozart oder Haydn. Jeder dieſer Meiſter hat ſeine beſondere Muſik geſchaffen und beſeelt.

Wer etwas mitzuteilen hat, ſchreibe an die Adreſſe: „Der kleine Coco“, Goch (Rhld.)

Für den Inhalt verantwortlich: P. Mengelberg, Goch (Rhld.)